

EINLEITUNG

„Die gewordenen Wirklichkeiten der Vergangenheit entziehen weitestgehend dem Kampfe der bloßen Meinungen die Beurteilung dessen, was von den früheren seinstranszendenten Vorstellungen als wirklichkeitssprengende relative Utopie und was als wirklichkeitsverdeckende Ideologie zu gelten hat.“

Karl Mannheim

Das Ende des deutschen Staatssozialismus liegt 17 Jahre zurück. Vieles wurde in diesen Jahren über seine Geschichte, Kultur und Gesellschaft geschrieben; zahlreiche soziologische und kulturwissenschaftliche Forschungen sind seither initiiert worden und dauern noch an. Während sich die meisten Soziologen in der Hauptsache aus der Perspektive einer in Westdeutschland etablierten Gesellschaftswissenschaft mit der DDR auseinandersetzen und entsprechend den Fokus auf die aus ihrer Sicht zwanghaften und anomischen Aspekte des Staatssozialismus legen, suchten die Kulturwissenschaftler, die sich auch personell stärker nach ost- und westdeutscher Herkunft durchmischen, ihrem Fach gemäß die phänomenologisch fassbaren Phänomene der Hoch- und Alltagskultur sowie deren Spezifika zu beleuchten. Problematisch blieb dabei zweierlei: Befassten sich die Kulturwissenschaftler maßgeblich mit ausgesuchten Gebieten, ohne daraus zwangsläufig zeitdiagnostische Schlüsse für die Gegenwart zu ziehen, so blieben viele Soziologen zwar ihrem Verallgemeinerungsinteresse treu, doch trieben diesen so weit, dass der Blick fürs Detail und der Anspruch einer politischen Wertneutralität, den

Max Weber einst in einer ähnlich intensiven Umbruchsituation eingefordert hatte¹, häufig auf der Strecke blieben. Immer noch wird hier gerne mit dem in der politischen Wirklichkeit längst rostig gewordenem Rüstzeug des Kalten Krieges argumentiert, indem dem bislang einmaligen Versuch, die Idee des Kommunismus zu verwirklichen, mit der ebenfalls ideologisch stumpf gewordenen Waffe des kapitalistischen Gleichheitsversprechens begegnet wird. Die Gleichsetzung von Ideologie und Utopie, vor der Karl Mannheim 1929 gewarnt hatte, erfuhr in der nachsozialistischen Ära eine erstaunlich unbehelligte Renaissance in den Gesellschaftswissenschaften und blieb, mit wenigen Ausnahmen, weitgehend diskursdominant. Dies kennzeichnet eine Entwicklung, die für eine westdeutsche Soziologie, die sich nicht auf die Fahnen schreiben kann, den Fall der Mauer vorausgesehen, geschweige denn Konzepte für die Transformation Ostdeutschlands in der Tasche gehabt zu haben, nicht nur wenig rühmlich ist, sondern epistemische und politische Konsequenzen zeitigt, die uns noch lange beschäftigen werden. Eine Ahnung dessen scheint in der gegenwärtigen Diskussion um den wirtschaftlichen Aufstieg Chinas zur Weltmacht auf. Wang Hui, Soziologe und Professor an der Tsinghua-Universität in Peking beantwortet die Frage, was der Westen von China lernen könne, damit, dass dort viele Menschen verschiedenster Ethnien und Glaubensformen seit Jahrhunderten friedlich zusammen lebten. Er bezeichnet dies als große Leistung und wertvolle kulturelle Erfahrung, die China Europa in der *durée* voraus habe. Auf den Westen bezogen, ergänzt er: „Es fehlt die Geduld, sich mit China zu beschäftigen.“² Seine Interviewpartnerin, die Modedesignerin Feng Li stellt auf die empörte Behauptung der abendländischen Journalisten, dass sich die heutigen Chinesen nur noch für das Geldverdienen interessieren würden, fest: „Ihr Ausländer habt eine zu dogmatische Vorstellung von China. Früher war es für euch kommunistisch, heute kapitalistisch. Die Nuancen seht ihr nicht.“³

Problemstellung

Es gehört zu den Hauptaufgaben der Gesellschaftswissenschaften, jene Nuancen zu erkennen, herauszuarbeiten und sinnhaft zu deuten – dabei mag das Versagen der Soziologie in der Vergangenheit als Warnung da-

1 Vgl. Weber, Max: „Wissenschaft als Beruf“.

2 In: Von Mao bleibt nichts als die Mode. Lassen sich Kapitalismus und Kommunismus versöhnen? Ein Gespräch mit dem Soziologen Wang Hui und der Designerin Feng Li über das große chinesische Experiment. Christof Siemens und Georg Blume, Die Zeit Nr. 30, 19.7.2007. Dossier „Peking“.

3 Ebd.

vor dienen, die innere Komplexität eines wirtschaftlich und kulturell weltweit bedeutenden Akteurs wie den chinesischen Staatssozialismus zu ignorieren, oder, noch schlimmer, in ihm bloß die vermeintliche Gefahren der globalen Wirtschaftsmacht zu wittern. Das mag dem Niveau mancher Printmedien entsprechen; der Soziologie jedoch steht dies schlecht zu Gesicht. Vereinseitigte soziologische Theorien und Empirien, die sich der historiographischen Gesellschaftsdiagnose verschließen, weil sie fürchten, bloß des Gegenstandes wegen zu den politischen Dinosauriern des Faches zu zählen, lassen wenig Hoffnung für eine Überführung der klassischen soziologischen Erkenntnisse in das, was heute als Postmoderne oder auch als ‚zweite Moderne‘ bezeichnet wird. Man könnte die Lage nach 1989 auch als post-utopisch bezeichnen und käme damit dem ostdeutschen Erfahrungsvorsprung, den Friedrich Dieckmann in seinen zahlreichen Schriften über das Verhältnis zwischen Ost- und Westdeutschen so kenntnisreich beschrieben hatte, wesentlich näher.

Die Utopie lässt sich auf Dauer nicht institutionalisieren, sie wird zur Ideologie – dieser Schluss wurde von vielen gezogen, die im Ende des bipolaren Systemkonfliktes zugleich auch die Bestätigung für die sozialstaatlich gebändigte Marktwirtschaft fanden – ohne zu erkennen, dass der Grad der Bändigung auch durch kulturelle Legitimationszwänge bedingt war, die durch die politische Gegensatzspannung zwischen Ost und West hervorgerufen worden waren. Die Wende brachte in rasender Geschwindigkeit die Umstrukturierung einer über vierzig Jahre lang vom Staatssozialismus geprägten Gesellschaft in Gang. Viel war in dieser Zeit von Bruch die Rede, weniger hingegen von den Kontinuitäten, die sich als verinnerlichte Erfahrungen mit der staatssozialistischen Kultur viel dauerhafter in die Biographien der Ostdeutschen eingeschrieben haben sollten, als manche Abwicklungseuphoriker wahrhaben wollten. Wenig sprach man über die Potentiale, die in der wechselseitigen Bereicherung des nunmehr gesamtdeutschen Erfahrungsspeichers lagen – dies betraf im Übrigen sämtliche gesellschaftliche Lager, in denen über das ‚deutsch-deutsche Problem‘ gestritten wurde. In einem Bereich jedoch, wo die Vereinigung als kultureller Transformationsprozess *en miniature* vollzogen wurde, ist es gelungen, diesen komplexen Erfahrungsspeicher, in dem Reibungen nicht ausbleiben konnten, in eine Institution zu verwandeln – das war das Berliner Kulturhaus am Rosa-Luxemburg-Platz, die Volksbühne.

Die Volksbühne stellte im Berlin der Nach-Wende-Zeit eine herausragende Ausnahme von der Regel dar, nach der die DDR in struktureller, ökonomischer und kultureller Hinsicht fast über Nacht und beinahe vollständig verschwand. Bei aller Aktualität und Leibhaftigkeit bietet

sich in ihr auch ein altes und wohl nie versiegender soziologisches Subjekt: Ausnahmen gewinnen erst auf der Folie einer sich an ihnen als sinnhaft erkennbaren ‚Normalität‘ oder eines *sensus communis* an Kontur. Ausnahmen, noch dazu solche, die derart breit rezipiert werden wie die Volksbühne, sind wichtige soziologische Gradmesser für das, was am schwersten zu rekonstruieren ist: das Alltägliche. Es ist der Vorbildcharakter des Außeralltäglichen, der, wie Erving Goffmann festgestellt hatte, dem Ort des Symbolischen und Fiktionalen eine kaum zu unterschätzende Bedeutung für die soziologische Erkenntnis zuweist.⁴ An der Volksbühne konzentrieren sich wie in einem Brennglas symbolische, strukturelle und zeitgeschichtliche Paradigmen. Sie übernahm inmitten des deutsch-deutschen Vereinigungsprozesses mit der Intendanzübernahme durch Frank Castorf 1992 die institutionelle Federführung des gesamtdeutschen hauptstädtischen Kulturlebens. Ihr Einfluss ging vom Theaterfeld aus, doch er zielte von Beginn an auf den gesamten Berliner Kulturraum. Der Erfolg und die Bedeutung dieses Theaters macht eine soziologische Studie dieses Phänomens, über das inzwischen zahlreiche publizistische und theaterwissenschaftliche Arbeiten vorliegen, längst überfällig. Es stellt sich nunmehr die Frage: Warum konnte dieses Ostberliner Theater, dessen ostdeutsche Leitung sich unübersehbar auf seine realsozialistische Herkunft bezog, eine derartige Anziehungskraft auf einen Kulturraum ausüben, in dem das Ende der DDR zum konstitutiven Bestandteil gesellschaftlicher Wirklichkeitsorganisation erhoben wurde? Ziel dieser Auseinandersetzung ist also nicht nur eine soziologische Verortung des Phänomens Volksbühne, sondern auch und vor allem, einen Beitrag zu einer vergleichenden Strukturanalyse der soziokulturellen Grundlagenforschung in Ost- und Westdeutschland zu leisten.

Die hier vorgestellte empirische, komparatistische und genealogische Untersuchung dieser Grundlagen, die als symbolische Bestände in das postsozialistische Theaterhaus einfließen, ermöglicht eine spezifische Perspektivierung der beiden politischen Systeme und insbesondere der kulturellen und symbolischen Grundierungen, die sie beinhalteten. In diesem Zusammenhang erhält der Begriff der Kulturproduktion seinen soziologischen Sinn: als eine spezifische Praxis, deren Bedingtheit gerade auf ihren Verallgemeinerungscharakter verweist. Das Gebiet der Soziologie beschreibt damit die Aufgabe, das ontologische Alleinstellungsmerkmal der Kulturproduktion mit den Wechselwirkungen gesellschaftlich bedingten Gestaltungswillens und Gestaltungszwanges zu verbinden und die ihnen zugrunde liegenden Strukturen hervorzuheben.

4 Vgl.: Goffman, Erving: Rahmen-Analyse, S. 604.

Vorgehen

Am Theater, dieser wohl institutionalisiertesten Form der Kunstproduktion, hat es der Soziologe mit einem Ort sozio-symbolischer Praxis zu tun. Es stellt den institutionellen Rahmen für eine symbolische Wirklichkeitsorganisation zur Verfügung, deren Ursprünge gleichwohl disloziert sind. Ich habe daher Feldforschung, Zeitgeschichte und Theoriebildung miteinander verbunden. Die Feldforschung setzte sich aus Experteninterviews, Archivarbeit sowie der teilnehmenden und der nichtteilnehmenden Beobachtung zusammen. Die teilnehmende Beobachtung wurde in Berlin an der Volksbühne (2003-2005 als Komparsin in Christoph Schlingensiefs Aufführungs-Performance „Atta-Atta – die Kunst ist ausgebrochen“ sowie 2004/2005 als Hospitantin in der Produktion „Der Marterpfahl“ unter der Regie von Frank Castorf und Meg Stuart), am Hebbel-am-Ufer-Theater, kurz HAU (2004 als Vortragsassistentin bei der von Hannah Hurtzig organisierten „Mobilen Akademie“, die unter dem Motto „*Fakelore*: Erfindungen und Konstruktionen urbaner Folklore“ stattfand) und an den Sophiensaelen (2005 als Assistenzassistentin bei Jelka Plate für die Produktion „Wir später“ unter der Regie von Leonie von Watzdorf) durchgeführt. Die empirischen Studien ermöglichten eine praxisnahe und historiographische Sichtung kreativer Handlungsoptionen, die aus der inneren Dynamik einer bedeutenden künstlerischen Institution und ihrer Wechselwirkung mit den kulturellen Vergesellschaftungsprozessen der deutsch-deutschen Vereinigung entstanden waren. Dem Vorteil der vorbildhaften Verdichtung, den der Gegenstand Volksbühne bot, stand der soziologische Anspruch der Verallgemeinerung gegenüber. Diesem Widerspruch, der sich auf die Relationierung von Praxis und Theorie zuspitzen lässt, wurde durch ein gezielt eklektisches Theorie-Sampling begegnet. Der hier niedergelegte Reflexionsweg setzte sich dabei zum Ziel, eine beständige wechselseitige Überprüfung der beobachteten Praxis durch die Theorien und der Theorien durch die beobachtete Praxis einzuhalten.

Aufbau

Die Studie führt mit theoretischen Grundlegungen über frühe soziologische Positionen zur Kulturproduktion und zur Bedeutung von Abweichung (Anomie), Utopie und Institution ein. Die soziologischen Klassiker werden mit Durkheim und Simmel anhand ihrer wirklichkeitskonstituierenden Elemente aktualisiert und mit ihren zeitgenössischen Antipoden Henri Bergson und Georg Lukács konfrontiert. Der Begriff der Anomie wird hinsichtlich seiner passiven und agonalen Konnotation, die sich zwischenzeitlich in der Transformationsforschung durchgesetzt hat, hinterfragt und der kreative und utopische Aspekt seiner Entstehungsge-

schichte betont. Dabei wird auf die Entwicklungsgeschichte des Feldes der Kulturproduktion eingegangen und die französische Bohème des 19. Jahrhunderts in ihrer Vorbildfunktion für alle späteren künstlerischen Bewegungen beschrieben. Gefragt wird, auf welche Weise sich abweichendes Verhalten im Feld der Kulturproduktion institutionalisieren konnte und utopistisch gewendet wurde. Es ist jene Deutungsverschiebung, die paradigmatisch auf das künstlerische Selbstverständnis verweist, mit dem die Volksbühne sich im Berliner Theaterfeld erfolgreich durchgesetzt hat. Methodologische Ausgangsbasis für die Beweisführung ist die Praxistheorie Bourdieus und dessen Versuch, Gesellschaftsstruktur und Möglichkeitsräume symbolischer Grenzüberschreitungen durch einen, wie er es nannte, „konstruktivistischen Strukturalismus“ systematisch zu vereinen. Vermieden wird die in der deutschen Soziologie beliebte Exegese seines Werkes zugunsten dessen Anwendung auf den Gegenstand aus der Perspektive der ethnologisch grundierten Feldtheorie seiner frühen Untersuchungen. Die Verbindung eines dynamischen Feldbegriffes mit den Institutionentheorien Arnold Gehlens, Helmut Schelskys und Cornelius Castoriadis' soll die Verknüpfung von Feld- und Institutionentheorien mit aktuellen Performativitätsforschungen in den Theaterwissenschaften ermöglichen. Der Ungeduld, die angesichts der beschleunigten Abwicklung des deutschen Staatssozialismus darin bestätigt wird, sich nicht mit der ‚Konsensdiktatur‘ (Karl-Siegbert Rehberg), sondern mit den Folgen seiner Umwandlung auseinandersetzen zu müssen, wird mit einer ausführlichen Auseinandersetzung mit den inneren Widersprüchen des staatssozialistischen Kulturrahmens begegnet. In ihrer Langzeitwirkung hinsichtlich der Ausbildung eines künstlerischen Professionsethos wird die Vorbildfunktion der französischen Bohème mit dem revolutionären Avantgarde-Anspruch verglichen und dessen Gegensatzspannung zum Kapitalismus profiliert. Auch hier geht es um Spurensuche: der antiaufklärerischen Suche der ‚sozialistischen Bohème‘, die in den trüben Jahren des staatssozialistischen Posthistoire in dem grenzenlosen Fortschrittsoptimismus nach 1917 Quellen ihres abweichenden Schaffens suchte, um aus ihnen eine Komplexitätssteigerung zu gewinnen, deren Takt später den weltweiten Bekanntheitsgrad der Volksbühne mitbestimmen sollte. Auf dieser Basis wird die Grundlage geschaffen, die beiden deutschen Felder der Kunstproduktion in ihrer jeweiligen kontextuellen Logik zu erfassen und in einem vergleichenden Schema zu visualisieren.

Der Erfolg der Volksbühne, so die These der Studie, beruht auf der gelungenen institutionellen Verknüpfung von Abweichungsprinzipien, die innerhalb der beiden deutschen Kulturen je utopistisch motiviert waren. Dieses für die Kulturproduktion so grundlegenden Antriebsmoment

schuf am Berliner Rosa-Luxemburg-Platz einen öffentlichen Bedeutungsraum, der sich seines zeitgeschichtlichen Kontextes – dem Ende der staatssozialistischen Utopie – bewusst war. Das ist ein Glücksfall für eine Soziologie, die Kultur als Grundlage des Gesellschaftlichen betrachtet und die sich auf dieser Basis mit der kulturellen Gegensatzspannung zwischen Staatssozialismus und Kapitalismus befasst. In beiden Staatsformen enthielt der Begriff der Utopie je systemimmanente Zuschreibungen und die sie herbeisehnenden Praxisformen unterlagen im Feld der Kulturproduktion je sehr verschiedenen Bedingungen. Die entsprechenden Ausprägungen werden daraufhin befragt, wie sie sich als soziale und symbolische Handlungsorientierungen in den beiden Berliner Theaterfeldern herausgebildet haben, durch deren Vereinigung spezifische Reibungspunkte wie auch Wahlverwandtschaften offenkundig wurden. Zeitgeschichtliche, theaterwissenschaftliche und biographische Daten werden genutzt, um die Vorbedingungen des Institutionalisierungsprozesses zu markieren, der in der Volksbühne stattgefunden hat. Die wechselseitige und paradigmatische Dynamisierung dieser Bedingungen wird anschließend mit den ästhetischen und gesellschaftspolitischen Stellungnahmen der zentralen Volksbühnen-Produzenten zusammengeführt. Den Schluss der Studie bildet eine zusammenfassende Stellungnahme zur heuristischen Aktualität eines dynamischen Feld- und Institutionenbegriffes für die soziologische Analyse. Sie wird anhand des spezifischen Transformationsprozesses, der sich an der Volksbühne zwischen abweichenden ost- und westdeutschen Kulturen vollzogen hatte, mit der kulturbedingten Wechselbeziehung zwischen Institution und Utopie begründet. Die fachlich heterogene theoretische Auswahl betont das Bestreben, einen dem Gegenstand und Anspruch gemäßen ebenso sachlichen wie lesefreundlichen Untersuchungsstil zu pflegen und verschiedene Aspekte themenadäquat zu behandeln. In dem solchermaßen umgesetzten Versuch, den eingangs formulierten Appell zur Geduld für die Nuancen aufzugreifen, wünsche ich den geduldigen Lesern der folgenden Seiten eine anregende Lektüre.